

MICHAEL THEOBALD

Aufgeklärter versus ultramontaner Katholizismus

Das Beispiel Joseph Gehringer (1803–1856)

Meine Beschäftigung mit Joseph Gehringer, von 1841 bis 1848 Professor an der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen, geht zurück auf das von Rainer Kampling maßgeblich verantwortete DFG-Projekt: »Neutestamentliche Exegeten der Katholischen Tübinger Schule im 19. Jh. und ihre Bedeutung für die katholische Bibelwissenschaft«. Das Projekt gipfelte 2010 in einer in Berlin abgehaltenen Tagung, deren Vorträge in einem vielbeachteten Band dokumentiert sind¹. Im Fall Joseph Gehringers erbrachte die Tagung nichts weniger als eine Neubewertung seiner Person und Schriften. Auch wenn er mit seinem relativ schmalen Œuvre bei weitem nicht den intellektuellen Glanz anderer Tübinger Theologen verbreitete, so nennt ihn das Fakultätsgutachten zur Wiederbesetzung der Professur vom 31. Mai 1840 gewiss zu Recht einen Mann »von vielem und gründlichem Wissen, von großem Scharfsinn und einer Originalität der Ansichten«². Indes schämt man sich, dieses Gutachten weiter zu zitieren, denn es heißt dort anschließend: Gehringer verstehe es nicht, »Fremdes sich anzueignen und auf dem Vorhandenen weiter zu bauen, er fängt überall von vorne an und macht gerne alles neu«; solche Eigenschaft empfehle vielleicht einen Schriftsteller, nicht aber einen Lehrer. Dazu komme noch »ein gewisser Mangel an Takt und Gefügigkeit im Leben«³. Beim Stichwort Gefügigkeit fragt man unwillkürlich: wem gefügig und wem nicht? Gehringer galt als liberaler Vertreter des Staatskirchentums, weshalb er am Ende auch der Kandidat der Stuttgarter Regierung wurde. Die Fakultät, die unter dem Einfluss von Johann Adam Möhler (1796–1838) inzwischen stark kirchlich gesonnen war, hatte vor allem aus politischen Gründen Vorbehalte gegen ihn. Als Gehringer schließlich doch die Professur erhielt, wurde er schon bald von der

1 Zwischen katholischer Aufklärung und Ultramontanismus. Neutestamentliche Exegeten der »Katholischen Tübinger Schule« im 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die katholische Bibelwissenschaft (Contubernium 79), hrsg. v. Matthias BLUM u. Rainer KAMPLING, Stuttgart 2012; darin Michael THEOBALD, Joseph Gehringer (1803–1856). Autor einer längst vergessenen Evangelien-synopse und Wegbereiter der Zweiquellen-theorie, 147–181; dort ausführliche Belege zu den Quellen, sowohl Gehringers Biographie (vgl. unten Punkt 1) als auch sein Werk (vgl. unten Punkt 3) betreffend.

2 Die Zitate aus dem Gutachten, das im Universitätsarchiv Tübingen aufbewahrt ist, nach Karl BRECHENMACHER, Zwischen Aufklärung und Orthodoxie. Die Auseinandersetzungen um die Nachfolge Mack in den Jahren 1840/41. Mit einem seither unbekanntem Gutachten Johann Evangelist Kuhns, in: Tübinger Theologen und ihre Theologie. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen (Contubernium 16), hrsg. v. Rudolf REINHARDT, Tübingen 1977, 197–269, hier: 205.

3 Ebd., 205.

Majorität der Kollegen, aber auch vonseiten ultramontaner Zeitschriften mittels anonym publizierter Hasstiraden regelrecht gemobbt.

Als Gehringer den Ruf auf die Professur annahm, wusste er natürlich darum, dass sich die Fakultät seit seiner Repetentenzeit verändert hatte. Als Schüler der ersten Generation von Tübinger Lehrern wird er ihrer neuen kirchlich-ultramontanen Gesinnung distanziert gegenübergestanden, aber doch die Hoffnung gehegt haben, erfolgreich in ihr wirken zu können. Rudolf Reinhardt schildert seine Situation in der Fakultät so: »Gehringer kann als später Aufklärer bezeichnet werden. Soweit wir Äußerungen von ihm haben, war er ein sehr vornehmer Charakter. Die unterlegene Partei, vor allem Kuhn und Hefele, akzeptierten den neuen Kollegen aber nicht. Ein Beispiel dafür war die Tatsache, dass sie nicht bereit waren, ihn in den Herausgeberkreis der Quartalschrift aufzunehmen. So war die Zeitschrift bis zum Ausscheiden Gehringers aus der Fakultät im Jahre 1849 das Parteiblatt der württembergischen Ultramontanen«. Und Reinhardt nennt noch einen Punkt: »Ebensowenig kollegial waren Gehringers Kollegen in einer anderen Sache. Bis dahin war es üblich gewesen, daß die Tübinger Professoren erst nach der Ernennung zum Ordinarius oder zum Extraordinarius zum Doktor der Theologie promoviert wurden. Diese Promotion war die Regel. Nur bei dem Staatskirchler und Aufklärer Gehringer wurde demonstrativ auf die Ehrung verzichtet. Dies hatte zur Folge, daß er sich weigerte, bei Promotionen mitzuwirken. Als Dekan bat er jeweils den Senior der Fakultät, die Geschäfte zu übernehmen und die Sitzung zu leiten«⁴. Letzteres ist Markus Thureau zufolge dahingehend zu korrigieren, dass Gehringer durchaus an den Promotionsverfahren mitwirken wollte, aber von den Kollegen daran gehindert wurde⁵. Entscheidend für sein zweimaliges Entlassungsgesuch 1848/49 war indes, dass es den Gegnern Gehringers in der Fakultät gelungen war, ihm die Zuhörer zu entziehen, da Johannes von Kuhn (1806–1887) das Neue Testament auch als Nebenfach las. Aber Gehringer blieb sich treu. Er wahrte seine Integrität und zog die Konsequenz. Später erinnerte sich kaum noch jemand an ihn. Paul Schanz, der 1898 die frühen Neutestamentler der Fakultät der Reihe nach würdigte, spart Gehringer aus. Obwohl dieser 1847/48 auch Rektor der Universität war, gibt es in der »Professorengalerie« der Universität Tübingen kein einziges Porträt von ihm.

Die *damnatio memoriae* betrifft vor allem seine Werke. Als sie erschienen, wurden sie kaum gewürdigt, geschweige denn rezipiert; sie stießen auf Unverständnis und gerieten in Vergessenheit. Seine Synopse⁶ wurde von den Tübingern der zweiten Jahrhunderthälfte totgeschwiegen, während seine »Liturgik«⁷ und seine »Theorie der Seelsorge«⁸ bereits

4 Rudolf REINHARDT, 175 Jahre Theologische Quartalschrift – ein Spiegel Tübinger Theologie, in: ThQ 176, 1996, 101–124, hier: 113.

5 Vgl. THEOBALD, Joseph Gehringer (wie Anm. 1), 160, Anm. 54.

6 Joseph GEHRINGER, Synoptische Zusammenstellung des griechischen Textes der vier Evangelien nach den Grundsätzen der authentischen Harmonie, Tübingen 1842, XX + 148. Der Vorspann (ohne Titel) enthält eine Darstellung der Grundsätze sowie ein synoptisches »Verzeichnis der Abschnitte« (XV–XX). Am Ende steht eine »Nachweisung der Stellen der vier Evangelien« (147f.).

7 Joseph GEHRINGER, Liturgik. Ein Leitfaden zu akademischen Vorträgen über die christliche Liturgie nach den Grundsätzen der katholischen Kirche, Tübingen 1848.

8 Joseph GEHRINGER, Theorie der Seelsorge. Ein Leitfaden zu akademischen Vorträgen über die christliche Seelsorge nach den Grundsätzen der katholischen Kirche, Tübingen 1848. – Vgl. zur Indizierung: Systematisches Repertorium zur Buchzensur 1814–1917. Indexkongregation, bearb. v. Sabine SCHRATZ, Jan Dirk BUSEMANN u. Andreas PIETSCH (Römische Inquisition und Indexkongregation. Grundlagenforschung II: 1814–1917), hrsg. v. Hubert WOLF, Paderborn 2005, 277f. Gutachter war Augustin Theiner (1804–1874). Zugleich wurden von der Indexkongregation am 8. Januar 1850

1850 in Rom auf dem Index verbotener Bücher landeten, was allerdings nichts Außergewöhnliches war. Als Pius IX. (1846–1878) seine Absetzung beschloss, wirkte Joseph Gehringer seit einem Jahr schon wieder als Landpfarrer in einer kleinen Gemeinde am Kocher und niemand in den oberen Etagen interessierte sich mehr für ihn.

Traurig ist, dass sich auch im vergangenen Jahrhundert keiner der Mühe unterzog, Gehringer selbst zu lesen, um ihm gerecht zu werden. Wer die jüngere Literatur durchmustert, muss feststellen, dass die vernichtenden Urteile der ultramontanen Blätter wie des Neuen Sion, wenn auch entgiftet, doch weiter kolportiert wurden. Noch Rudolf Reinhardt dekretierte 1968, Gehringer sei »wissenschaftlich kaum ausgewiesen«⁹, und Otto Weiss schrieb 1984, Gehringer wäre »seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen« gewesen und »seine exegetischen Ausführungen [hätten] Stoff für eine allgemeine Belustigung über ihn« geboten – ein Urteil, das Weiss unbesehen aus den extrem ultramontanen »Historisch-politische(n) Blätter(n) für das katholische Deutschland« übernommen hatte¹⁰. Erst ein Lexikonartikel von 2003 bricht mit dieser Tradition¹¹. Den Autor dieses Artikels interessierte freilich vor allem der römische Prozess gegen Gehringer, in den er dank Dokumenteneinsicht Licht bringen konnte, seine Schriften berücksichtigte er nur am Rande. Sie ernsthaft zu würdigen und ihrem Autor als Mensch und Theologe Gerechtigkeit zukommen zu lassen, blieb der Berliner Tagung von 2010 vorbehalten, gut andert-halb Jahrhunderte nach Gehringers Tod. Nach intensiver Befassung mit seinen Schriften scheint mir eine Einsicht von beträchtlichem *exegetisch-geschichtlichem* Gewicht zu sein: *Die Evangelien-synopse von Joseph Gehringer aus dem Jahr 1842 – wohl das erste derartige Werk aus der Feder eines katholischen Neutestamentlers – gibt Anlass, die Geschichte der Zwei-Quellen-Theorie zwar nicht neu zu schreiben, aber doch zu modifizieren und von ihrer einseitigen Fixierung auf die protestantische Exegese der Zeit zumindest ein wenig zu lösen*. Leider wurde sein origineller Ansatz in der neutestamentlichen Zunft seiner Zeit nirgends diskutiert.

Für sein Profil als Bibeltheologe ist es wichtig, dass man ihn im Rahmen seiner sonstigen theologischen Arbeiten wahrnimmt. Joseph Gehringer – so meine Einschätzung – war zuerst und zuletzt ein pastoraler Theologe. Nicht die Frage nach Jesus und den neutestamentlichen Ursprungszeugnissen scheint ihm das Strittige, eigentlich zu Bedenkende gewesen zu sein, sondern umgekehrt die Frage nach der Angemessenheit zeitgenössischer kirchlicher Pastoral und Liturgie angesichts des jesuanischen bzw. biblischen Zeugnisses, das zur Sprache zu bringen er sich mühte. Hierin dürfte das von seinen Lehrern überkommene Erbe der Aufklärung nachwirken, wobei er nie so weit ging, die Legitimität der zeitgenössischen Gestalt seiner Kirche überhaupt in Frage zu stellen. Joseph Gehringer war also eigentlich nicht zuerst Neutestamentler, sondern vor allem Pastoraltheologe auf neutestamentlichem Grund. Wir könnten auch sagen: Joseph Gehringer war zuerst und zuletzt Pfarrer, Verkündiger des Evangeliums, was sein Lebenslauf eindrücklich belegt.

Schriften des ebenfalls württembergischen Theologen und Exegeten Leopold Schmid (1808–1869) verurteilt (ebd.).

9 Rudolf REINHARDT, Im Zeichen der Tübinger Schule, in: *Attempo* 25/26, Tübingen 1968, 40–57, hier: 53.

10 Otto WEISS, Die Redemptoristen in Bayern (1790–1909). Ein Beitrag zur Geschichte des Ultramontanismus, St. Ottilien 1984, 465, Anm. 262. – Rudolf REINHARDT, Im Zeichen der Tübinger Schule, in: *Attempo* 25/26, Tübingen 1968, 40–57, hier: 53: »wissenschaftlich kaum ausgewiesen, der Regierung aber als zuverlässig bekannt«.

11 Herman H. SCHWEDT, Art. Gehringer, in: *BBKL* 21, 2003, 467–470.

1. Pfarrer, Professor und Pilger. Zum Leben und Wirken von Constantin Joseph Gehringer

Geboren wurde Gehringer als Sohn eines Hammerschmieds am 10. April 1803, im Jahr der Säkularisation, in Unterkochen, einer kleinen Gemeinde im Oberen Kochertal am Rand der Ostalb. Nach seiner Gymnasialzeit in Ellwangen und seinem Theologiestudium in Tübingen bei Johann Sebastian Drey (1777–1853), Johann Georg Herbst (1787–1836), Andreas Benedikt Feilmoser (1777–1831) und Johann Baptist Hirscher (1788–1865) empfing er 1827 in Rottenburg die Priesterweihe und wurde nach kurzer Vikarszeit bereits 1828 für drei Jahre Repetent im Wilhelmsstift Tübingen. 1831 erhielt er das Pfarramt in Möggingen, einer Ortschaft unweit von Schwäbisch-Gmünd, wo er bis 1841, dem Jahr seiner Rückkehr nach Tübingen, eine rege pastorale Tätigkeit entfaltete. Von diesen zehn Jahren im Remstal hat uns einer seiner Nachfolger im dortigen Pfarramt, Anton Fischer, in den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts ein lebendiges Bild aufbewahrt. Zweierlei hebt Fischer hervor: zum einen das sozial-karitative Engagement von Joseph Gehringer, das ihm viel Ansehen einbrachte, auch über die Gemeinde hinaus, und dazu beitrug, dass er zum Abgeordneten für den Württembergischen Landtag vorgeschlagen wurde, zum anderen sein jahrelanger Kampf mit dem zuständigen Spital in Gmünd wegen einer baulichen Erweiterung der viel zu eng gewordenen Mögginger Kirche. Gehringer brachte gegen die Investitionsscheu der Verantwortlichen die gottesdienstlichen Bedürfnisse seiner Gemeinde ins Spiel: »Allein bei einer Kirche muß man auch auf die Beschaffenheit des Raumes sehen, denn es ist nicht genug, daß man dem Gottesdienst bloß körperlich anwohnt; sondern man muß auch imstande sein, durch Sehen und Hören an dem, was auf dem Altare geschieht, teilzunehmen [...]«, heißt es in dem von ihm verantworteten Gutachten¹². Ärgernis erregte insbesondere seine Entscheidung, dass die neue Kirche nur *einen* Altar haben sollte (wer dies liest, fühlt sich an Karl Rahners Buch aus der Frühzeit des Konzils von dem *einen* Opfer und den *vielen* Messen erinnert). Seine spätere »Liturgik« bietet die theologische Begründung seiner Entscheidung (siehe unten). Die Grundsteinlegung der Kirche konnte Gehringer kurz vor seinem Weggang nach Tübingen am 28. Mai 1841 noch miterleben. Aus seinem vorbildlichen Engagement für den Neubau der Kirche möchte Anton Fischer eine, wie er sagt, »übers persönliche weit hinausragende Tatsache ablesen«, die er so auf den Punkt bringt: »Die kirchliche Erhebung war nicht nur ein Werk der kirchlichen Partei. Sie ist getragen selbst von Vertretern des Staatskirchentums. Ohne Gehringers Kirchenbau hätten die gerühmten Predigten« seiner Nachfolger im Pfarramt »nicht denselben Resonanzboden gefunden«¹³.

Dass die wenigen Jahre, die Gehringer als Universitätslehrer in der Fakultät verbrachte (1841–1849), keine erfreulichen Jahre für ihn waren, dürfte nach den einleitenden Bemerkungen klar sein. In seinem Lebenslauf erklärt Gehringer nüchtern, er habe während dieser Zeit als »ordentlicher Professor für die Lehrfächer der christlichen Moral und der neutestamentlichen Schrift-Erklärung« »Moral und Pastoral« gelesen, »auch die Einleitung in das N. T.« Seine Publikationen sind vor allem im Rahmen seiner Lehre entstanden und sollten ihr dienen. Das gilt von der Synopse, der »Liturgik« und seiner »Theorie der Seelsorge«.

Ab 1849 ist Gehringer wieder das, was er vorher war und was ihm eigentlich entsprach, Pfarrer und Prediger des Evangeliums, jetzt in Kocherthürn, einer Gemeinde am unteren

¹² Bei Anton FISCHER, Josef (sic!) Gehringer als Pfarrer von Möggingen, in: Rottenburger Monatsschrift für praktische Theologie 13, 1929/30, 353–358, hier: 354.

¹³ Ebd., 358.

Kocher. Es sollte seine letzte Lebensphase werden, wiederum recht kurz. In seinem vom Staatsanzeiger publizierten und redigierten »Reisetagbuch«¹⁴ heißt es: »Als im Jahre 1856 die größeren europäischen Mächte den Frieden zwischen Russland und der Türkei zu Stande brachten, entschloß sich Gehringer [,] eine Reise ins Morgenland zu machen, und diejenigen Länder, welche für die biblische Geschichte merkwürdig sind, genau kennen zu lernen. Selbstständig und entschlossen, wie er war, ließ er keine Einrede aufkommen, selbst die Thränen seiner einzigen Schwester, die ihn seit vielen Jahren so sorgfältig gepflegte, konnten seinen Entschluß nicht ändern, er nahm einen Urlaub auf 3 Jahre, predigte am Sonntag den 15. Juni zum letzten Mal [...] und bemerkte am Schlusse: Wenn er jetzt auf einige Zeit seine Stelle verlasse, so geschehe es nicht aus Leichtsinne, nicht zum eitlen Vergnügen und nicht zwecklos, sondern mit Vorbedacht, unter vielen Beschwerden zu dem Zwecke, dass er die göttliche Offenbarung mehr verstehen lerne und nachher das Wort Gottes mit mehr Einsicht und Nachdruck vortragen könne«. Nichts, so scheint mir, charakterisiert Joseph Gehringer besser als dieser Tagebucheintrag: Es trieb ihn zurück zu den Quellen und Ursprüngen des Glaubens um einer besseren Verkündigung des Gottesworts willen, einer Verkündigung, die »mit mehr Einsicht und Nachdruck« zu geschehen habe, wie er zu seinem Abschied bemerkte – ein Motto, das wir über sein ganzes Leben setzen könnten!

Er verabschiedete sich von seinen Amtsbrüdern und Freunden mit einem Abschiedsmahl und verließ am 16. Juni zwischen 3 und 4 Uhr in der Frühe zum letzten Mal sein stattliches Pfarrhaus, um über Stuttgart und Wien nach Triest und von dort mit dem Schiff nach Beirut zu reisen. Nach seiner Ankunft in Jerusalem am 23. Juli, wo er im Konvent der Franziskaner wohnte, befahlen ihn »ruhrartige Anfälle«. Trotz abnehmender Kraft pilgerte er zu den heiligen Stätten, machte Besuche, besorgte sich noch einen Lehrer für das Arabische und feierte am Sonntag, den 24. August, die Messe »in der hl. Grabeskirche *in monte calvario*, auf dem Altare: *Stabat mater*«, am Tag darauf in Bethlehem »am Altar vor der Krippe«. Daraufhin verließen ihn die Kräfte, er verfasste sein Testament, in dem er niemanden vergaß, die Armen nicht und nicht die Ministranten, und »schief« – so die letzten Worte im Staatsanzeiger von Stuttgart – am 9. September »ein, um in einer besseren Welt zu erwachen. Er starb, wie er lebte, still, sanft und gottergeben«.

2. »In Tübingen muß es um die Exegese traurig bestellt sein [...]« (1845)¹⁵. Zu den Schriften Joseph Gehringers

Von den Publikationen Gehringers möchte ich im Folgenden nur zwei vorstellen, einmal die bereits erwähnte »Liturgik«, dann die Synopse.

(1) Die »Liturgik«, die in seinem letzten Tübinger Jahr, 1848, erschien, zeigt mustergültig das pastorale und bibeltheologisch geprägte Denken ihres Autors. Programmatisch scheint mir der folgende Satz: »Die ganze Liturgie würde besser werden, wenn man sich entschließen könnte, die lebendige Volkssprache zu gebrauchen und sich getreuer an die heilige Schrift zu halten«¹⁶. Der Satz zeigt, wes Geistes Kind der Autor ist: ein Schüler Johann Baptist Hirschers. Wer in dem Buch, das mit dem Untertitel versehen ist: »Leit-

14 SEPPFER (verantwortlicher Redakteur), Aus dem Reisetagbuche des [verstorb.] Prof. Jos. Gehringer, in: Staatsanzeiger Nr. 124, 1858, 1072–1073; daraus die folgenden Zitate.

15 [ANONYM]: Professor Gehringer und die Exegese, in: HPBl 16, 1845, 755–760, hier: 756.

16 GEHRINGER, Liturgik (wie Anm. 7), 70.

faden zu akademischen Vorträgen«, nur eine übersichtliche Darstellung des liturgischen Lehrstoffes sehen wollte, würde ihm nicht gerecht: Es besitzt eigenes Profil und setzt eigene Akzente, vor allem da, wo Gehringer von seiner neutestamentlichen Warte aus dem römischen Ritus gegenüber kritische Töne anschlägt. Und das tut er mehrfach, immer in nüchternem, trockenem Ton. Aufmerken lässt bereits sein Grundverständnis der Liturgie, abzulesen an der Gliederung des Buches: Im ersten Teil geht es um »liturgische Handlungen, durch welche Gott seine Liebe den Menschen zuwendet«, im zweiten Teil um »liturgische Handlungen, durch welche die Menschen ihre Liebe zu Gott ausdrücken«. Wort und Antwort, katabatisches und anabatisches Geschehen oder Liturgie als personales, dialogisches Geschehen – das ist ein weit in die Zukunft weisendes, die Liturgiekonstitution des 2. Vatikanums (Nr. 33,1) vorwegnehmendes Konzept, das sich bis in die einzelnen Abschnitte des Buches niederschlägt. Exemplarisch sei auf die Darstellung zum »heiligen Abendmahl« hingewiesen, die einem einfachen, aber hochbrisanten Entwicklungsmodell folgt¹⁷. Schon sein Lehrer Hirscher versuchte die zentrale Bedeutung der Messfeier – seinem ökumenischen Anliegen gemäß – historisch von Jesu Feier des letzten Abendmahls herzuleiten, wobei er die traditionelle Messopferlehre der Kirche weitgehend außer Acht ließ und sich neben einer biblischen Grundlegung vor allem auf die Vätertheologie und die liturgischen Traditionen der Ostkirchen berief. Ein Entwicklungsmodell bot Hirscher noch nicht, wohl aber Gehringer.

Am Ursprung stand ihm zufolge die »Einsetzung des heiligen Abendmahles« (§ 42) durch Jesus im Rahmen eines Paschamahls. Die frühe Kirche feierte getreu Jesu Sprachhandlungen eine »einfache Liturgie« (§ 43), zunächst noch im Rahmen eines Mahls. Die Sprachhandlungen Jesu, welche die frühe Kirche im »Andenken« an ihn weiterführte, seien zweigeteilt (= A/B) und enthielten jeweils drei »Absätze«. Sie blieben trotz der tiefgreifenden Wandlungen, die sie im Laufe der Zeit durchmachten, das Maß jeder wahren, d. h. biblisch inspirierten Eucharistie. Das lässt sich so darstellen:

A.	1.	Jesus nahm das Brod,	Offertorium
	2.	Jesus segnete das Brod	Consecration des Brodes oder Wandlung
	3.	Jesus brach, gab	Communion
		und sprach: Nehmet, esset, dieses ist mein Leib.	
B.	1.	Jesus nahm den Kelch	Offertorium
	2.	Jesus segnete den Kelch	Consecration des Weins oder Wandlung
	3.	Jesus gab den Kelch den anwesenden elf Jüngern	Communion aller Anwesenden
		und sprach: Trinkt alle daraus etc.	

Aus der »einfachen« wurde schließlich eine »künstliche Abendmahlsliturgie« (§ 44) infolge von Ritualisierung im Zusammenhang mit der Verlagerung der Feier aus den Häusern in den Kirchenraum und ihrer schließlich täglichen Begehung. Der Tisch rückte in den Chor der Kirche und stand nun dem Volk im Kirchenschiff gegenüber.

¹⁷ Ebd., §§ 42–55.

Brot- und Kelchhandlungen verschmolzen und es blieb um der Einfachheit willen nur die Brotkommunion übrig. Auf der nächsten Entwicklungsstufe – jetzt spricht Gehringer von der »Messe« (§ 45) – wird aus dem Tisch ein Altar, aus dem Abendmahl ein Opfer und »die Idee der Communion« tritt in den Hintergrund. Weil das Opfer »die Hauptsache« ist, kam es »sogar soweit, dass unter der Messe nur noch der Priester communiciert, die Laien aber außerhalb der Messe und nicht an dem Tische des Herrn gespeist werden«¹⁸. An kritischen Anmerkungen zum Römischen Canon spart Gehringer nicht und summiert: »Die Gebete sind gut gemeint, aber bei ihrem Gebrauche muß man sich in Acht nehmen, daß man sich nicht verirrt in die Vorstellung, als ob unser Opfer in die Kategorie der Opfer des alten Bundes gehörte. Unser Opfer ist von einer eigenen Art und steht so einzig da, daß die Vergleichung mit anderen Opfern nur mit wesentlichen Unterscheidungen zulässig ist«¹⁹. Im Abendmahl, so seine Überzeugung, feiert die Gemeinde das »Andenken« an das einzigartige Paschaopfer Jesu, die Mitte seines Lebens. Kurzum: Sein idealtypisches Entwicklungsmodell dient ihm zum besseren Verständnis der gegenwärtigen römischen Liturgie in ihrem Gewordensein und damit auch in ihrer Reformfähigkeit im Geiste Jesu: »Es ist [...] unsere Pflicht, es gerade so zu machen, wie es Jesus gemacht hat, und seine Worte gerade in dem Sinne zu nehmen, welchen sie in der heiligen Schrift haben«, erklärt er gleich zu Beginn seines Abendmahl-Kapitels²⁰. Was ihm vorschwebt bei seiner vorsichtigen Kritik am Opferkult – die Wiederentdeckung des Mahlcharakters der Feier und damit der Beteiligung der ganzen Gemeinde als konstitutiv für sie –, ist höchst bemerkenswert und weist auf das Zweite Vatikanische Konzil voraus. Man versteht, warum die »Neue Sion« aggressiv auf das Buch reagierte und das »Handbuch der katholischen Liturgik« von Valentin Thalhofer es 1883 als Auswuchs des Rationalismus verurteilte.

(2) Die griechische Evangeliensynopse (1842), die Josef Gehringer gleich zu Beginn seiner Tätigkeit herausgab, wird ihm nicht nur bei seinen Lehrveranstaltungen geholfen haben, sondern auch bei seinen eigenen theologischen Arbeiten, z.B. beim Abendmahls-Kapitel der »Liturgik«. Wie schon ihr Titel zeigt: »Synoptische Zusammenstellung des griechischen Textes der vier Evangelien nach den Grundsätzen der authentischen Harmonie«, handelt es sich um einen Zwitter: formal eine Synopse, faktisch aber eine Harmonie. Wer das Buch von vorne bis hinten durchliest, kann in der Akoluthie der Perikopen das Leben Jesu mitverfolgen, angefangen von seiner Geburt und der des Täufers bis hin zur Himmelfahrt des Herrn: »[A]lle Widersprüche (sind) durch wohlgegründete und einfache Versetzung ohne Beeinträchtigung gelöst«, schreibt Gehringer²¹. Das dürfte auch das eigentliche Ziel des Buches sein: die Begegnung mit dem historischen Jesus zu ermöglichen. Da aber das Widersichtbarmachen der authentischen Abfolge der Ereignisse seines Lebens nur die *eine* Seite der Medaille ist, die *andere* die vielfältigen Divergenzen der Evangelien untereinander, präsentiert sich die Harmonie zugleich als Synopse, welche die Divergenzen sinnfällig macht. Genau dieser Doppelcharakter des Werks als Harmonie und Synopse unterscheidet es von seinem berühmten Vorgänger auf evangelischer Seite, der Synopse von Johann Jakob Griesbach von 1776, seit deren Erscheinen es üblich ist, von den »Synoptikern« zu sprechen²².

18 Ebd., 133.

19 Ebd., 138f.

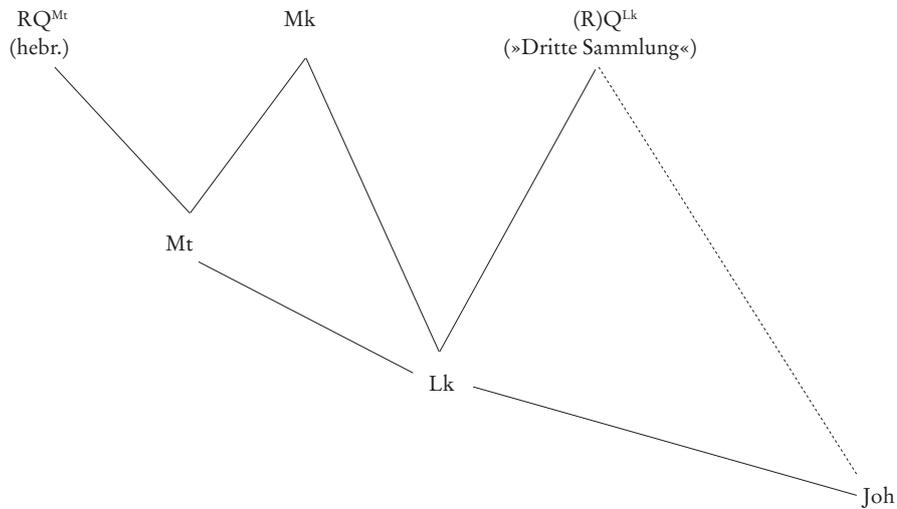
20 Ebd., 126.

21 GEHRINGER, Synoptische Zusammenstellung (wie Anm. 6), XIII.

22 Vgl. Michael THEOBALD, Vorwort, in: Josef SCHMID, Synopse der drei ersten Evangelien. Mit Beifügung der Johannes-Parallelen. Mit einem Vorwort von Michael Theobald, Regensburg ¹⁴2016, V–VI.

Griesbach bezweifelte – so Joseph Gehringer im Vorwort seiner Synopse –, »ob man überhaupt eine harmonistische Erzählung aus den Büchern der Evangelisten komponieren kann, die in bezug auf die chronologische Reihenfolge der Perikopen ausreichend mit der Wirklichkeit übereinstimmt und die auf sicheren Fundamenten aufgebaut ist«²³. Dem entsprechend bietet er die synoptischen Perikopen in seinem Werk jeweils dreimal, zuerst in der Ordnung des Matthäus, dann des Markus und schließlich des Lukas. Er verzichtet also genau auf das, was Gehringer für unverzichtbar hält: auf den roten Faden, d. h. die Rekonstruktion der angeblich authentischen, ursprünglichen Abfolge der Geschehnisse. Weil sich Gehringer in seiner Synopse genau dieser Rekonstruktion verschreibt, kann jede Perikope bei ihm auch nur an einer Stelle dieser seiner vorgeblichen Vita Jesu erscheinen. Der subjektive Faktor ist damit in seiner Synopse unvergleichlich höher als in der von Griesbach, der (im Unterschied zu Gehringer) die eigene Hypothese zur Entstehung der Evangelien nicht zur Grundlage seiner Synopse gemacht hat.

Zum Spagat, zwischen der uralten Versuchung zu harmonisieren einerseits und der Anerkennung der je spezifischen Qualität der vier Evangelien andererseits, ist Gehringer durch die traditionelle Überzeugung von der grundsätzlichen Historizität der Evangelien genötigt. Doch bringt er jetzt Unterscheidungen an, die aus seinem eigenen Versuch resultieren, ins Dickicht der synoptischen und johanneischen Frage Licht zu bringen. Er unterscheidet zwischen »Originalschriftstellern« (Mk; Joh) und »abgeleiteten Quellen«. Damit scheint er zwar der Linie der alten Kirche, die immer schon zwischen den Evangelien der Apostel (Matthäus – Johannes) und denen ihrer Schüler bzw. Begleiter (Markus [Petrus] – Lukas [Paulus]) unterschieden hat, zu entsprechen, schichtet das traditionelle Einleitungswissen der Kirche aber doch um. Wie er sich die Quellenverhältnisse im Einzelnen vorstellt, lässt sich anhand des folgenden Schemas veranschaulichen:



23 Aus der lateinischen Vorrede von Johann Jakob GRIESBACH, *Synopsis Evangeliorum Matthäi Marci et Lucae una cum iis Joannis pericopis quae omnino cum caeterorum Evangelistarum narrationibus conferendae sunt*. Textum recensuit [...], Halle (1776) ⁴1822, VIII + IX, ins Deutsche übersetzt von Werner Georg KÜMMEL, *Das Neue Testament. Geschichte der Erforschung seiner Probleme* (OA), München ²1970, 89.

Als Wegbereiter der Zwei-Quellen-Theorie gelten der Forschung der Philologe Carl Lachmann (1835), der Philosoph Christian Hermann Weisse (1838) sowie Gottlob Christian Wilke (1838). Umso überraschter ist man, wenn man in der Einleitung der Gehringer-Synopse liest: »Schon mein ehrwürdiger Lehrer Feilmoser hatte es klar eingesehen, dass nur dann eine wahre Harmonie der Evangelien herauskomme, wenn man das Evangelium des Marcus zu Grunde lege. Mit dieser Idee meines Lehrers hatte ich mich schon zehen Jahre lang beschäftigt, als zwei grosse Gelehrte, Weisse und Wilke, unabhängig von einander, den Beweis führten, das Evangelium des Marcus sey das Urevangelium, aus welchem Matthäus und Lucas geschöpft haben«²⁴. Mit diesem Ariadne-Faden in der Hand sucht Gehringer auf den Spuren seines Lehrers, lange bevor die bahnbrechenden Arbeiten im evangelischen Raum erscheinen, den Weg aus dem Labyrinth der synoptischen Frage. Für ihn ist Markus dem Zeugnis des Papias nach »ein Originalwerk aus einer einzigen Quelle, der Erzählung des Petrus, geschöpft, und selbständig ausgearbeitet«²⁵. Den zweiten »Originalschriftsteller« sieht Gehringer in Johannes, wobei dieser und Markus seiner Meinung nach »an Ansehen einander gleichstehen«²⁶. Um die »Verwandtschaft zwischen Matthäus und Lucas« zu erklären, gelangt er zu einer recht komplexen Lösung, die ich hier nicht weiter erläutern muss, deren entscheidender Punkt aber der ist, dass sie das spätere Modell der »Redenquelle« (= RQ) vorausnimmt²⁷.

Damit sind für Gehringer die Quellenverhältnisse klar, auf deren Basis er die Vita Jesu zu rekonstruieren sucht. Ein Fallbeispiel möge das kurz veranschaulichen, die Abendmahlsszene, die, wie oben schon angedeutet, für Gehringers »Liturgik« maßgebend wurde. Die folgende synoptische Übersicht stellt die Quellenverhältnisse der Abendmahlsszene im Sinne Gehringers vor:

Nr.	Inhalt	Matthäus	Markus	Lukas	Johannes	1 Kor
160	Liebe Jesu. Rangstreit der Jünger			22,15–16. [24–30].	13,1–17	
161	Bezeichnung des Verräters	26,21–25	14,18–21	[22,21–23]	13,18–30	
162	Verherrlichung Gottes. Gebot der Liebe				13,31–35	
163	Einsetzung der Eucharistie	26,26–29	14,22–25	22,17–20		11,23–26
164	Rede Jesu nach dem Essen				14,1–31	
165	Jesus sagt den Jüngern, sie werden ihn verlassen	26,30–35	14,26–31	22,31–34	[13,36–38]	
166	Bedarf der Schwerter			22,35–38		
167	Reden auf dem Wege				15.16.17	

24 GEHRINGER, Synoptische Zusammenstellung (wie Anm. 6), IV.

25 Ebd., VI.

26 Ebd., XI.

27 Vgl. THEOBALD, Joseph Gehringer (wie Anm. 1), 174f. – Im Siglum (R)Q^{1k} ist R = *Reden(quelle)* eingeklammert, weil Gehringer in ihr nicht nur Reden-, sondern auch Erzählstoff unterbringt.

Die beiden »Originalquellen« Markus und Johannes ergeben den roten Faden der Geschehnisse, der in der voranstehenden Übersicht mit Fettdruck markiert ist. Johannes übernimmt aufgrund seines viel umfangreicheren Stoffs die Führungsrolle. An einer Stelle muss er allerdings dem ersten Evangelisten den Vortritt lassen, nämlich bei der Ansage der *Jüngerflucht*. Deren ursprüngliche Position ist dem ältesten Evangelisten zufolge *nach* der »Einsetzung der Eucharistie«, genauer, nachdem Jesus mit seinen Jüngern zum Ölberg aufgebrochen ist. Für die Harmonie hat das zur Folge, dass wegen des bei Johannes erst in 14,31 erfolgenden Aufbruchsignals (»Steht auf, lasst uns von hier weggehen«) die Rede Joh 14 noch zur Mahlszene hinzugehört, wohingegen Joh 15–17 »Reden auf dem Weg« sein müssen. Dann hat die »Einsetzung der Eucharistie« aber nur zwischen Joh 13,31–35 und Joh 14 Platz und erfolgte – *gegen* die Synoptiker – in Abwesenheit des Judas, der nach Joh 13,30 bereits seinen Weg in die »Nacht« angetreten hat. Dem entspricht die »Liturgik«, die dies aufgreift und im Interesse der Idee von der aktiven Teilnahme der *ganzen* Gemeinde am eucharistischen Mahl erklärt, dass »alle Anwesenden« von dem einen Brot gegessen und von dem einen Kelch getrunken hätten – alle, die wirklich an Jesus glaubten, obwohl auch sie bei seiner Gefangennahme dann die Flucht ergriffen. Wichtiger ist noch folgende Beobachtung:

In der Harmonie ist die »Einsetzung der Eucharistie« – die Keimzelle des christlichen Gottesdienstes – jetzt von Joh 13,31–35 und Joh 14 umrahmt und folglich von hierher zu deuten. Kurz bevor Jesus den Seinen das Brot bricht, erklärt er: »Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe, dass auch ihr einander liebt. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt« (Joh 13,34f.). Und auf dem Weg zum Ölberg führt er aus: »Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe!« Hier – in diesen Worten, mit denen Jesus das Wesen der von ihm gestifteten »Eucharistie« ausspricht, so Gehringers Überzeugung – liegt auch der Grund seines Liturgieverständnisses als eines Geschehens, in dem ein Dialog geschieht: ein Dialog zwischen Gott, der den Menschen seine Liebe in Wort und sakramentalen Gesten zusagt, und den Menschen, die Gott lobpreisend und dankend darauf mit ihrer Liebe zu ihm und untereinander antworten.

3. »Freiheit und Gebundenheit [...]« – eine abschließende Bemerkung zu einer Leitidee Joseph Gehringers

»Die Worte und Anstalten Jesu sind Geist und Leben, und der neue Bund hat nicht geschriebene Buchstaben, sondern lebendige Worte zur Grundlage«²⁸. Mit dieser programmatischen Feststellung²⁹ beginnt Joseph Gehringer in seiner »Liturgik« den § 6, der unter der Überschrift steht: »Freiheit und Gebundenheit in der Liturgie«, und erklärt: »So finden wir in der ganzen Geschichte der Apostel die strengste Gebundenheit der Sache nach, aber eine vollkommene Freiheit in der Wahl der Worte. Sogar das Gebet, welches

28 GEHRINGER, Liturgik (wie Anm. 7), 13,

29 Das hat Gehringer von Thomas von Aquin gelernt, für den der »Neue Bund« oder das »Neue Gesetz« (lex nova) mit »der durch den Glauben an Christus gewährten Gnade des Heiligen Geistes« identisch ist (vgl. STh I–II, q. 106, a.1c. und ad 2), also »überhaupt keine Forderung mehr« ist, sondern die »freie Spontaneität des begnadeten Herzens«; alles Geschriebene ist sekundär (vgl. Otto Hermann PESCH, Thomas von Aquin. Grenze und Größe mittelalterlicher Theologie. Eine Einführung, Mainz 1988, 306). Aber was Gehringer auszeichnet: Er wendet dieses theologische Axiom auf den Umgang mit Rechtsbestimmungen der Kirche, etwa zu Liturgie, an.

der Herr selbst gelehrt hatte, wurde so frei gebraucht, daß wir bei Lukas eine andere Fassung finden, als bei Matthäus³⁰. So kann nur sprechen, wer dies im Umgang mit den Evangelien selbst auf Schritt und Tritt erfahren hat: die Treue zur Botschaft Jesu und die Freiheit, sie situationsgemäß jeweils neu und anders sagen zu dürfen und zu können, sind miteinander verschwistert. Diese Freiheit – das gibt Gehringer auch zu erkennen – gründet im Wirken des Geistes: »Männer, welche voll des heiligen Geistes waren, wie Stephanus, Philipp, Barnabas, Saulus, konnten sich freier bewegen; aber es gab viele Schwache, welche nichts zu sagen wüsten, als was sie gelernt hatten, oder irrten, wenn sie rechts oder links von dem bekannten Wege abgehen wollten«³¹.

Gehringer träumte nicht nostalgisch vom Ursprung der Kirche und erlag auch keinen Dekadenztheorien. Vielmehr lässt er durchscheinen, dass die Kirche Jesu Christi zu jeder Zeit authentisch aus dem Wort Gottes leben und es glaubwürdig verkünden kann, vorausgesetzt, die Kirche weiß um die Notwendigkeit ihrer steten Reform, die nur an Jesu eigener Intention Maß nehmen kann. Beeindruckend an Joseph Gehringer ist sein Zusammenklang von Pastoral, Exegese und Theologie. Dass er auf der Höhe seines Lebens nach Jerusalem pilgerte, ist eine lebendige Mahnung, dass Kirche, will sie Kirche Christi bleiben, sich stets an Jesus von Nazareth und dem Zeugnis von ihm auszurichten hat, wie es das Neue Testament aufbewahrt.

30 Ebd., 14.

31 Ebd.